

# Gemeinnützige Blätter.

(Zur vereinigten Osner und Pester Zeitung.)

1821.

LVII.

19. Juli.

Das Alter läßt sich nicht bedeuten.  
Doch die, o Jüngling, sey's gesagt:  
Dich lern' im Innern erst bestreiten,  
Bevor mit Menschen oder Zeiten  
Dein Geist den Kampf des Vorzugs wagt.  
Je mehr er wägt, je mehr auch wieg' er;  
Den Sieg nur, den der Selbstbesieger,  
Bezielt, versucht, erkämpft, erreicht, —  
Ertragen die Besiegten leicht.

**GedankenZunder.** Napoleon saote:  
„Es ist eben so gefährlich, Talente zu haben,  
als nicht zu haben. Kaum hast du die Gerings-  
schätzung vermieden, so verfolgt dich der Neid.“  
(Napoleon Bonaparte, geb. am 5. Febr. 1768  
auf der Insel Corsica, starb, mit Bewußtseyn  
und ohne Schmerzen, als Gefangener, am 5.  
Mai 1821 auf der Insel St. Helena, am Diaz-  
gontress. S. unsere heutige Zeitung)

Die meisten Menschen haben gerade so viel  
Religion (praktische nämlich), als erforderlich ist,  
sich nicht gegenseitig zu haben; nur Wenige ha-  
ben so viel als nöthig ist, sich einander zu lieben.

**Denkwürdigkeiten.** Wieland. (Beschl.  
von No 56.) „Wieland wurde,“ erzählt Hr  
Lütkenmüller, „immer mittheilsamer. Er sprach  
auch über schöne Prosa, und es wunderte mich,  
ihn sagen zu hören: „Ein vollkommener Prosaisst  
leistet mehr, als der vortrefflichste Verbkünstler.“  
Aber er foderte viel von seinem vollkommenen  
Prosaissten: nicht bloß Meisterichast in seiner  
Sprache, und Vertrautheit mit den vorzüglich-  
sten Prosaissten aller Zeiten, sondern auch einen  
Genius, der von innen heraus zu bilden und  
über andere Bildungsmittel zu herrschen vermöge.

Ich faßte ihn nicht ganz. Er empfahl mir insond-  
 ders das Studium des Cicero de Oratore,  
 und sagte am Ende: „Nehmen Sie mich nicht  
 zum Muster! Ich bin hinter meiner Idee weit  
 zurück geblieben. Man hat seine natürlichen  
 Schwächen; ich falle leicht in die Schlinge von  
 Perioden und mache zu viel Worte.“ Wieland  
 führte mich hierauf in seine Bibliothek. Ein Sei-  
 tenzimmer war an den Wänden ringsum und in  
 einem mittleren Doppelgestelle mit Büchern ange-  
 füllt. „Es ist nur eine Handbibliothek!“ sprach  
 er. „Da sind die Griechen und Römer. Sie wer-  
 den Sie kennen. Aber sind Sie auch mit den  
 vorzüglichsten Werken der neueren europäischen  
 Literatur bekannt, wenigstens zum Theil?“ —  
 Da standen in langen Reihen Frankreichs, Eng-  
 lands, Italiens, auch Spaniens vorzügliche Wer-  
 ke, in Versen und in Prosa. „Ach!“ rief ich  
 aus, „eine solche Bibliothek macht mich beengt  
 und niedergeschlagen. Es ist zu viel Schönes  
 und Vortreffliches, was ich noch nicht kenne.“ —  
 Wieland nahm mich freundlich bei der Hand und  
 sprach: „Nach und nach! Non multa, sed mul-  
 tum! Was man nicht verdaut, das nützt nicht.  
 Ich studiere immer fort und lerne nicht aus.“  
 Als ich mich empfahl, reichte Wieland mir bei-  
 de Hände, und sagte, mit einem Gesicht, wel-  
 ches — ja, ich wage es zu sagen — von Liebe  
 strahlte: „Leben Sie wohl, lieber junger Freund,  
 und melden Sie mir, wie es Ihnen weiter ergeht;  
 ich halte etwas von Ihnen!“ — Ich konnte vor  
 Rührung nicht antworten.“ (Was Wieland von  
 den Vorzügen einer guten Prosa vor guten Ge-  
 dichten, sagt, hat als Urtheil eines selbst in  
 beiden Arten höchstausgezeichneten Schriftstellers,  
 um so mehr Gewicht. Ubrigens bedarf es ka-  
 zu nicht erst einer äusseren Autorität. Gedichte

sind, wie immer genommen, nichts als Bohnsbons für den Geist und das Herz, Prosa hingegen ist Nahrungskost. Der Dichter besticht, der Prosaist überzeugt. Auf Reichthum und Glanz in der Diction kommt es dabei weniger an, als auf Klarheit und den Numerus. An letzterem insonderheit erkennt man den guten Prosaisten. Vortreffliche Muster im Deutschen sind Garve, Sturz, Dusch, Forster d. j., Lessing, Mendelsohn &c. Der Numerus war Wielands Stärke nicht.) — Der alte Uiberall. In England kam unlängst folgendes schauerhafte Todes Ereigniß an den Tag: Hr G., ein Mann von großem Vermögen, in der Graffschaft Kent, wohnte in einem großen Hause, das lange im Besiß seiner Familie gewesen war. In einem Alter von fünfzig Jahren brachte er seine Zeit in glücklicher Einförmigkeit, in der Gesellschaft seiner Gattin und Kinder, und mit Studieren hin. Des Morgens stand er gewöhnlich um 5 Uhr auf, worauf er bis zum Frühstück die Zeit in seinem Kabinet oder Laboratorium zubrachte, wenn ein schöner Morgen ihn nicht zum Spaziergang in den Park einlud. Eines Morgens stand er wie gewöhnlich auf. Um die gewöhnliche Stunde trat seine Gemahlin in's Frühstückzimmer, und befahl den Bedienten, ihren Herrn zu rufen. Nach einigen Minuten kamen sie mit der Nachricht zurück, daß er nicht im Hause sey; sie hatten alle seine Gemächer vorgehend durchgangen. Man muthmaßte, daß er ausgegangen seyn müsse, aber der Morgen war kalt und regnerisch. Indessen mußte er doch irgendwo in der Nachbarschaft seyn, und die Dienerschaft ward nach allen Seiten ausgeschickt; aber ohne allen Erfolg. Seine Gattin war inzwischen zu ungeduldig, um auf ihre Rückkehr zu warten; sie brachte gleichfalls von ihrer Seite

den Tag mit Nachsichungen hin, und eben so vorgehet. Des andern Morgens fand man sie in einem hitzigen Fieber. Man sandte noch den Verwardten des Hauses; alle mögliche Nachfragen wurden angestellt, und immer vergebens. Niemand hatte Herrn G. am Morgen seines Verschwindens gesehen; und sein wahrscheinliches Geschick ließ sich nur muthmaßen. Ein Jahr nach dem andern verging, eine gute Körperverfassung brachte seine Gattin zur Gesundheit zurück, ihre Nahe aber war entflohen. In stiller Abgeschiedenheit widmete sie sich der Erziehung ihrer Kinder, und hinterließ bei ihrem prätern Tode ihre Tochter in glücklicher Ehe. Der älteste Sohn verkaufte den Familiensitz an den Obristen H., welcher ihn bei seinem Tode seinem Schwiegersohn hinterließ. Dieser nahm mit dem großen alten Gebäude bedeutende Veränderungen vor. Des geheimnißvollen Verschwindens des Herrn G. erinnerten sich nur noch wenig alte Leute in der Gegend; jetzt aber ward das schreckliche Geheimmiß aufgedeckt. Die mit den Umänderungen beschäftigten Arbeiter brachen die Thüre eines längst vernachlässigten Kellers auf; und hier entdeckte man das beinahe fleischlose Gerippe des unglücklichen Mannes, nur noch durch seine Uhr und einige andere nicht leicht zerstörbare Gegenstände, die er bei sich hatte, kennbar. Ihm zur Seite lag ein Leinwand, und gegen die Wand gelehnt waren einige Geschirre zum Destilliren. Als man das Schloß unersuchte, zeigte es sich sogleich, auf welche Weise er an diesem Orte eingesperrt worden war. An dem unglücklichen Morgen seines Verschwindens war er, wahrscheinlich in der Absicht, um irgend einen chemischen Versuch darin vorzunehmen, in den Keller gegangen. Im Hineingehen hatte er den Schlüssel mitzunehmen verges-

fen, und das zuschlagende Schloß versperrte ihn für immer. Das Daseyn des Kellers war den übrigen Hausbewohnern kaum bekannt, und sein Geschrey, welches ohne Zweifel seine Verzweiflung begleitete, drang nicht zum Ohre derer, welche ihn in der Ferne ängstlich suchten, während er in seinem eigenen Hause den gräßlichen Hungertod starb.

De Lon. Denkw. Wir erwähnten bereits einmal des Salzes zur Anwendung beim Gartenbau. Folgende Notizen dienen einigermaßen zur Vervollständigung jener flüchtigen Anzeige. Es ist Hr Samuel Parkes, dessen Abhandlung über diesen Gegenstand von der calendonischen Gartenbau-Gesellschaft i. J. 1819 den Preis erhielt. In jener Schrift wird bewiesen, daß das Salz, in gehbriger Menge angewendet, die Gesundheit und das Wachsthum der Pflanzen befördert, daß es Fruchtbäume und saftige Pflanzen gegen Würmer und Insecten schützt, und überhaupt eines der wirksamsten Mittel ist, diese Feinde des Gartenbaues zu zerstören, und daß es gleichfalls mit großem Nutzen zur Ausrottung des Unkrautes gebraucht werde, (letzteren Falls vermuthlich in größerer Menge angewendet.) Vorzüglich wohlthätig äußert sich der Einfluß des Salzes bei dem Kartoffelbau. Man fand, daß Kartoffelfelder mit Salz gedüngt, einen bessern Ertrag gaben, als bei anderen Düngmitteln; Salz und Ruß vermengt aber gaben die allerbeste Ernte. Eben so günstige Erfolge hatte die Salzdüngung bei Rüben und Möhren, Zwiebeln und Schalotten. Bei Obstbäumen, und namentlich Apfelbäumen, wurde das Salz in einen kleinen, einige Ellen vom Baum entfernten, Graben gelegt, und drang, vom Regen aufgebst, zur Wurzel. Viele Landwirthe in England

weichen den Saatweizen vor dem Säen in eine sehr starke Salzauflösung ein, und finden darin ein sicheres Mittel gegen den Brand, und gegen das dem Saamen schädliche Ungeziefer. Sollten nicht bei Gartensämereyen ähnliche Wirkungen erfolgen? Ameisen kommen nie auf Gartenbeete, die mit Salz bestreut werden. Daß Obfbäume mit Salzlacke gerieben oder abgebürstet, von Raupen frey werden, hat schon früher der geschickte Gärtner Th. Hitt in seiner Schrift über die Behandlung der Obfbäume bemerkt. Gegen den Honigthau brauchte er gleichfalls Salz, wovon er gegen 16 Loth rings um jeden Baum streute. Auch that er Salz in das zum Begießen der Bäume gebrauchte Wasser. Diese Beobachtungen lassen sich von denkenden Pflanzenbauern leicht zu noch wichtigeren Resultaten benützen.

**H a u s D e k o n o m i e.** Rosen- oder Königs-Butter. Man nimt 32 Pfund süße Milch; diese gibt ein Pfund Butter. Nachdem die Milch durchgeschlagen ist, füllt man sie in einen oder mehrere 9 Zoll hohe Töpfe, oder in tiefe Schüsselfen, und stellt sie warm, z. B. in einen Brat- oder Backofen, oder auch zum Feuer; aber Kochen darf sie nicht, sondern bloß schmoren. Zu dieser Menge Milch nimt man ein Pfund Krebse und schlachtet sie, d. h. man zieht die mittelste Flose aus dem Schweiß, woran dann der Rothdarm hängen bleibt. Man thut nun die Krebse in einen Mörser, setzt ein Viertelloth Alcaniwurzel (*Radix Alcana*) hinzu, würzt beides mit einem Viertelloth Muscatblüthe, reibt und zerstoßt es zu einem Teig. Jetzt thut man acht Loth süße Schmelzbuttermilch, in einen Ziegel; sobald sie zergangen ist, setzt man den Krebsteig hinzu, und läßt die Masse so lange schmoren, bis die Krebse gahr

find, oder alles roth erscheint, Nun gießt man ein ganzes Pfund von obiger heißen Milch hinzu, rührt es um, gießt es durch ein Sieb unter die obige Milch, gießt noch einmal ein Pfund Milch darauf und verfährt so fort, damit die Kräfte alle ausgewaschen und den 32 Pfunden mitgetheilt werden. Die Vereinigung darf aber nicht geschehen, bis bei den 32 Pfund Milch die Fettsäuren schon sichtbar sind. Man stellt dann dieses Ganze in den Keller oder die Milch Kammer. Nach 24 Stunden wird es wieder hervorgekommen, der Rahm mit einer Kelle abgeschöpft, in eine tiefe Schüssel gebracht, und mit einem Kolben (ungefähr so, wie ihn die Frauen haben, wenn sie zum Kuchenbacken Butter leicht rühren) so lange herumgerührt, bis sich die Butter scheidet, was gewöhnlich schon in zehn Minuten erfolgt. Die Butter wird nun ausgedrückt, ausgewaschen und gesalzen. Zu 3 Loth Salz hiebei nimmt man ein Loth Zucker. Auch kan man sie in eine Form drücken, worin eine Rose geschnitten ist, denn ihre Farbe sieht rosenroth aus. Diese Art, Butter zu gewinnen, ist auch ohne Gewürz in kleinen Wirthschaften zu empfehlen. Gewöhnlich müssen die Frauen zu gewissen Zeiten lange sammeln, und der Rahm wird alsdann unschmackhaft; wird aber die Milch gewärmt, so wird dieses Unangenehme vermieden.

**Industrie.** Nach einem an die Aufmunterungs-Gesellschaft in Paris erstatteten Bericht, übertreffen die Fingerringe, welche daselbst die H. H. Rouy und Berthier fabriciren, bei weitem, an Schönheit, Festigkeit und billigen Preis, die in Deutschland und England verfertigten. Sie lassen dabei Alles durch hinreichend eingerichtete Maschinen verrichten, und die schönsten stählernen und vergoldeten kosten 20 Frances

das Duzend, versilberte 6 bis 7 Fr., geringe eiserne 1 Fr. das Duzend. Letztere ersetzen die gewöhnlichen kupfernen, durch welche die Finger und die Zeuge geschwärzt werden. Nach der Angabe gedachter Fabrikanten verbraucht Frankreich jährlich für 875 000 Fr. jener Waare, und nicht nur diese wollen sie allein liefern, sondern auch noch Versendungen in's Ausland machen. Wie in England, werden nun auch in Frankreich die Vortheile sichtbar, welche seit 20 Jahren die Verbreitung rationeller Grundsätze im Gewerbswesen entwickelt.

Miscellen. Nil admirari. Auch die Türken kennen schon den BulletinsStyl. Als Ismael Pascha vor einiger Zeit über den Ali Pascha von Janina einen Vortheil ertoch, schloß er seinen Bericht nach Constantinopel wie folgt: „Sobald Ismael Pascha den Kampf hörte, gab er seinem edlen Kenner die Sporen. Mit dem Ruf: „Mahomed!“ ging's voran; Emir Pascha ihm nach; und die rasenden (warum nicht edlen?) Löwen richteten in Kurzem ein solches Blutbad an, daß meine Hand müde werden möchte, wenn ich die Listen aller der Köpfe anfertigen wollte, welche wir absäbelten. Der Kürze wegen sey mir erlaubt, zu sagen: daß das Blut wie ein entuselter Strom floß.“ — Arme Liebe. In Constantinopel starb vor einiger Zeit ein junger Franzose an der Pest, die er in einem RosenBouquet von einer schönen Jüdin empfing. — Ist das auch Liebe? Ein Arzt in W. kündigt öffentlich an, daß er auch die „Krankheiten der Liebe mit allen ihren Folgen“ heilt.

C h a r a d e.

Gerade strebt es nach der Tiefe;  
Halb wiegt's, halb reagelt es das Schiefe.  
Pog. No 56. Fesse. (Festung. Feyerlichkeiten.)